



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Elster, Hanns Martin: Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung : aus Anlaß  
der "Einführung in die Weltliteratur" von Adolf Bartels : Ill. Bartels, der  
Literaturpolitiker

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ingenieurung, sich im Glauben wiegt, sich selbst zu regieren. Wer regiert in Wahrheit? Eine Herde von Rhetoren und Geschäftsleuten. Und alle sachlich Interessierten, von Worten nicht Geblendeten blicken mit Reid auf das glückliche Deutschland, das den Parlamentarismus nicht kennt.

Also: für Dein parlamentarisches Regime kann ich mich nicht begeistern — trotz der vorurteilsfreien Gründe, die Du zu seinen Gunsten in das Feld geführt hast. Ich halte es für undurchführbar und schädlich. Wir kommen vom Regen in die Traufe. Der Wunsch nach ihm ist aus der Stimmung des Kranken geboren, der hofft, seine Schmerzen würden aufhören, wenn er sich auf die andere Seite legt. So einfach liegen die Dinge nicht — leider. Ich habe auch einige Gedanken über die Ursache der Schmerzen, die wir alle empfinden — auch über die Mittel zur Abhilfe. Meine Gedanken sind nicht ganz so einfach, übrigens auch nicht so sehr reaktionär wie die Deinen, meine Mittel vorsichtiger, weniger einschneidend, aber vielleicht wirksamer.

Wenn ich Zeit habe, bekommst Du sie demnächst zu hören. Wie kannst Du es nur, während draußen die Felder im sattesten Grün stehen, in diesem schlechtgeordneten Haufen schlechtverzierter Steine, der Berlin heißt, aushalten? Adio.  
Dein Joachim.



## Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung

Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur“ von Adolf Bartels

Von Hanns Martin Elster

### III.

#### Bartels, der Literaturpolitiker

Nach diesen Erkenntnissen nun erledigt sich die Frage: Soll die Literaturwissenschaft national oder international sein? Erich Schmidt gab einst — in seiner Wiener Antrittsvorlesung vom Jahre 1880: „Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte“ — bereits die richtige Antwort, leider in politischer Fassung: „Der Begriff der Nationalliteratur duldet gleichwohl keinen engherzigen Schußzoll; im geistigen Leben sind wir freihändlerisch.“ Wir müssen die politische Fassung aufgeben, die Antwort muß heute lauten: die Literaturwissenschaft soll universal sein. Das heißt nichts anderes, als daß sie sich über die Begriffe des Politisch-Nationalen und -Internationalen zu stellen hat. Dabei wird sie in ihrem Wesen, eben weil sie aus einer deutschen Persönlichkeit entspringt, doch

soviel vom Nationalen enthalten, daß sie das Verhältnis von Nationalem und Internationalem richtig zu bewerten vermag. Die nationalen Literatur- und Kulturpolitiker kommen bei dieser Gesinnung selbst am ersten auf ihre Rechnung. Alle Politik strebt darauf hin, daß ihre Arbeit einen Nutzen zeitigt. Und so werden die Literaturpolitiker durch die nationale Universalität überhaupt erst die Mittel an die Hand bekommen, ihrer Nation zu zeigen, was gut und schlecht ist, wobei sie allerdings auch ohne Furcht und Vorurteile das Böse einmal auf seine unabhängigen Werte hin müssen untersuchen können. Sie unterscheiden sich natürlich, eben weil sie die Literatur als Politiker zu politischen Zwecken benutzen, scharf vom universalen Literaturwissenschaftler. Er hat stets und durchaus reiner Wissenschaftler ohne alle politischen Absichten zu sein und sich nur dauernd im Bewußtsein zu halten, daß er auf nationalem Boden steht und daß das für ihn „Internationale“ wieder der Ausdruck anderer Nationen ist!

Bartels verkennt dieses Verhältnis vollständig, weil er diese Trennung von Literaturwissenschaftler und Literaturpolitiker nicht vorzunehmen vermag, weil er für seine Person seine politischen Staatsbürgeranschauungen nicht von seinen literarwissenschaftlichen Forschungen und Erkenntnissen scheiden kann. Er, der als Politiker ein Idealist ist — denn er kämpft in der Politik um ideale Begriffe wie den seines „Volkstumes“ — wird mit seiner Literaturdarstellung zum Handlanger der praktischen Politiker, indem er von den Ansichten einer politischen Partei aus die Entwicklung der Literatur beurteilt und aufbaut, ohne selbst praktischer Politiker zu sein. Er geht dabei zuerst von der politischen Historie aus. Mit ihr vertraut zu sein, versteht sich für einen Literaturwissenschaftler, der universal ist, von selbst, während er niemals einer politischen Partei seiner Zeit so angehören darf, daß dadurch seine Weltanschauung, sein Urteil beeinflusst wird. Als Staatsbürger, das sei nochmals gemerkt, mag er Parteianhänger sein, soweit er will; als Wissenschaftler hat er aber über allen Parteien zu stehen. Dies ist nun bei Bartels nicht der Fall. Er ist, als er sich mit der reinen Weltgeschichte vertraut machte, besonders durch Treitschke politischer Parteimann geworden und von den Parteimeinungen sowohl in seiner Weltanschauung wie in seinem Urteil beeinflusst, ja geradezu abhängig. Wir könnten von keinem Parteistandpunkt bei ihm reden, wenn es sich um die nationale Richtung seiner Literaturbeurteilung handelte, denn das Nationale in der von mir festgestellten Definition und charakteristischen geistigen Sonderung an sich ist niemals parteiisch und politisch, sondern ein ebenso allgemeingültiger Begriff wie der des Universalen, mit dem es sich zu der Verbindung der „nationalen Universalität“ zusammenschließt, die ich anstrebe und die die Grundlage der Literaturwissenschaft, wie dargelegt, sein muß. Adolf Bartels ist darum nicht bemüht. Er macht die große Zweiteilung, die unser Volk nach seiner Auffassung zurzeit politisch erfährt, vollkommen mit. Sie geschieht für ihn einfach nach den Wirtschaftsformen: Industrie und Ackerbau, die die beiden Hauptgruppen: Liberalismus (mit dem Sozialismus) und Konservatismus

oder volkstümlich, dem Reichstag entsprechend „Links“ und „Rechts“ gebildet haben. Ob diese politischen Anschauungen zutreffen oder nicht, will ich nicht untersuchen. Jedenfalls ist schon ersichtlich, daß hier bereits die Konstruktion beginnt, die ebenfalls den idealistischen Politiker kennzeichnet. Ich übernehme die Zweiteilung nur der Methode halber. Bartels stellt sich entschieden auf die Seite der Rechten. Täte er das nur als Staatsbürger — wie etwa Hanns von Zobeltitz —, so könnte es uns ganz gleichgültig bleiben. Er tut es aber auch als Literaturwissenschaftler und ist damit zum größten Teil einer der Haupturheber für eine Krankheitserscheinung unseres modernen literarischen Lebens: die Politisierung der Literatur, der literarischen Produktion wie des literarischen Urteils. Solche Politisierung ist jedoch der Verderb jedes rein geistigen Lebens und damit auch des geistigen Besitzes eines Volkes, der Welt und deren Verwaltung, weil eben infolge der heutigen politischen wirtschaftlich begründeten Formen das Materielle damit Gewalt über das Ideelle erhält. Die „Ideale“, die die politischen Wirtschaftsgruppen vertreten, hängen nicht mit ihrem Wesen, ihrer wirklichen Aufgabe zusammen, sondern sind nur Traditionen, von denen die Wirtschaftsgruppen sofort abrücken würden, wären sie der Festigung ihrer politischen Macht gefährlich, wären sie dem Erreichen der realen Ziele hinderlich.

Bartels behauptet nun, die Geschichte habe ihm seine konservativ-agrarische Geschichtsauffassung gelehrt. Für jeden vorurteilslosen Geschichtskenner liegt es auf der Hand, daß die Geschichte niemals die Gegnerschaft des konservativ-agrarischen und liberal-industriellen Lehren kann, sondern es liegt hier eine Entwicklung vor, über der der Geistesmensch zu stehen hat, so daß er beiden Richtungen vermöge seiner universalen Persönlichkeit gerecht zu werden vermag. Bei Adolf Bartels zeigt sich aber ein ganz subjektiver Fall in auffallender Engherzigkeit der Entwicklung und Ausbildung: Bartels ist durch Abstammung — als Dithmarsche —, durch Jugendmilieu — Dithmarschens Bauernland — durch Erziehung und Lebensschicksale das, was wir eine konservativ-agrarische Natur nennen können. Daß diese an sich große Sympathie verdient, leugnen wir nicht, sondern wollen wir gerade hervorheben, schon wegen ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Volkes, für das Volkstum. Aber Bartels hat in seinem ganzen Leben auch als Wissenschaftler nie danach gestrebt, sich von diesem Erbe, dieser äußeren wie inneren Tradition, dieser Abhängigkeit seines zufälligen Seins, diesen Grenzen seines Ichs, fortzuentwickeln zur nationalen Universalität, zur Allseitigkeit, sondern sich dem konservativ-agrarischen Weltbilde immer bewußter und entschlossener untergeordnet. Was er von Haus aus war, ist er geblieben: ein einseitiger Parteimensch, der die Welt gleichsam aus einem dithmarsischen Dorfwinkel heraus betrachtet und auch nichts anderes will. Dabei kann natürlich nur eine Tendenz heraus schlagen, sobald solch ein Mensch ein bestimmtes geistiges Gebiet zu untersuchen, zu bewältigen beginnt, niemals jene erforderliche Gerechtigkeit, die über den Parteien steht, sowohl rechts wie

links das Gute und Schlechte sieht, im Erleben das Verstehen erreicht und im Verstehen das Erleben, wie die universale Persönlichkeit sie mit aristokratischer Souveränität besitzt und verwendet, die gerade Goethe sein Eigen nannte, der allen Mäklern entgegenwarf:

„Hätte Gott mich anders gewollt,  
So hätt' er mich anders gebaut;  
Da er mir aber Talent gezollt,  
Hat er mir viel vertraut.  
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,  
Weiß nicht, was daraus kommt;  
Wenn's nicht mehr frommt,  
Wird er schon winken.“

Aus solcher Hingabe an die Allseitigkeit und die Kraft der Persönlichkeit, aus solchem Vertrauen, daß die gesetzte Aufgabe, die Verwaltung des geistigen Gutes, auch die naturgegebene, angeborene und ausgebildete in jedem Sinne sei, gelangt der Literaturwissenschaftler allein zu der wahren Vermittlung des Kunstlerlebnisses, die nicht hinter die Werke unserer Dichter weist, sondern hinein, die „das Kunstwerk begreifen und nach Kräften erfüllen“ macht, wie Oskar Walzel einmal gesagt hat.

Indem Bartels aber, wohlverstanden in seiner Wissenschaft und sie ausnützend, als Parteigänger der Rechten, der er als Staatsbürger nach seinem Belieben ungestört sein könnte, miteintritt in den Kampf gegen die Linke, kommt er nur zu einseitigen Urteilen, Kritiken, Meinungen und Anschauungen, verwendet er einen großen Teil seiner Kräfte dazu, Literaturwissenschaftler, bei denen er liberale Gedanken findet oder auch nur wittert, zurückzuweisen und die deutsche Welt in ihrem Wesen für konservativ zu erklären, alle positiven Geister in die Reihen seiner Partei einzuordnen, z. B. auch Goethe, dem nichts ferner lag, als irgendeinen Parteiausdruck, schon weil er Universal Mensch war. Und er bringt es schließlich fertig, zu schreiben (I, 692): „Auch darüber, daß Shakespeare Aristokrat oder, wie ich lieber sagen möchte, konservativ war, kann kein Zweifel sein,“ also die universalen Begriffe politisch zu infizieren, so daß man ihm belehren muß, daß man wohl Aristokrat sein kann, ohne einen Tropfen konservativer Anschauungen im Blute zu haben! Das ist ja gerade das Wesen des Aristokraten, daß er sich nicht um Parteiformen — höchstens beruflich oder aus Liebhaberei — kümmert, sondern jede Lebensform und -anschauung aus seinem Innern, aus seinem Leben, aus seinem subjektiven Verhältnis zur Welt holt, in souveräner Ichheit und Freiheit den Menschen gegenübersteht wie Bismarck oder Luther, die sowohl konservativ wie liberal waren. Um den Aristokraten zu verstehen und verständlich zu machen, sind die Parteibegriffe zu eng. Sie können nur Leuten ausreichend erscheinen, die die Geschichte des geistigen, menschheitlichen, nationalen Lebens und dessen Gegenwart färben, tendenziös sehen und gestalten wollen, niemals aber denen, die allseitig

zu erleben und das Erleben allseitig mitzuteilen bestrebt sind, die weder eine Freisinn= noch eine konservative Kultur ersehnen, sondern allein eine Universal= kultur des Wesens, das ihres Volkes ist, die Deutschen deutschen Wesens, die Franzosen französische Wesens usw.

Aus diesen Grundsätzen allein kann eine Politisierung des geistigen, des literarischen Lebens, der Kunst vermieden werden, womit aber nicht gesagt und dafür eingetreten werden soll, daß der Bürger nicht die so überaus notwendige und verdienstvolle politische und staatsbürgerliche Erziehung erhalten solle. Diese Erziehung ist eine Angelegenheit für sich, die mit der Politisierung des künstlerischen Lebens und Schaffens, Urteilens und Seins nichts zu tun hat. Diese zu verhindern ist die Pflicht aller Zuständigen, weil die Politisierung nicht allein der geistige, sondern auch der wirtschaftliche Verderb alles reinen Schöpfertums ist, wie wir es in der Gegenwart oft genug beobachten können, wo es der Kunst wirtschaftlich rechts oder links am besten geht, die sich den Forderungen dieser oder jener Parteianschauungen bedingungslos unterwirft, und wo die ganze Literatur sich nach links hin dirigieren muß, weil man da allein ihrem Sein und Werden die gebührende Achtung, das gebührende Verständnis entgegenbringt, während die politische Rechte mit der Kunst unserer Zeit — wenige Ausnahmen bestehen natürlich zur Bestätigung der Regel, des ganzen Verhältnisses — so gut wie gar nichts anzufangen weiß. Dafür sucht die Rechte sich freilich ihre besonderen Erklärungen, die jedoch nichts weiter als die Verlängerungen ihrer politischen Tendenzen auf das künstlerische Gebiet hinüber sind. Welche Früchte solche Behandlung der Kunst zeitigt, erleben wir in den Zensurkämpfen der Gegenwart immer wieder. Während die Zensurbehörde Kunstwerke, die sittenlose Wildheiten unserer Zeit an den Pranger stellen, verbieten, geschieht von den gesetzgebenden Faktoren nichts, die Ursachen und Anlässe der bekämpften Kunstwerke zu beseitigen. Und diese Ursachen und Anlässe bedeuten doch gerade den eigentlichen Schaden für das Volkstum, während die Kunstwerke ihn nur enthüllen und beseitigen wollen. Ich denke da an Dülbergs „Korallenkettlin“ u. a. m.

Bartels nun hat seine Tendenzen hin und wieder, wenn er sie auch mit dem Nimbus geschichtlicher Notwendigkeiten zu umkleiden suchte, zugegeben, einmal in einem Aufsatz der Bayreuther Blätter (im Einzeldruck als „Deutsche Literatur, Einsichten und Ausichten“ bei Ed. Wenarius, Leipzig 1907, wonach ich zitiere; S. 6): „Ich nehme an, daß die Gesamtheit des deutschen Volkes erschüttert, daß eine Defizienz, eine Zerfetzung im deutschen Leben und demgemäß auch in Literatur und Kunst vorhanden ist, und daß unser Hauptbestreben zurzeit darauf gerichtet sein muß, diese zu überwinden und jene wiederzugewinnen. Über die Ursachen der Zerfetzung im deutschen Leben brauche ich mich nicht des weiteren auszulassen, die Worte Industrialismus und Zudentum genügen da beinahe; ebensowenig ist es nötig, alle ihre Kennzeichen aufzuzählen, die starke Abnahme der Geburten, die (prozentuale) Zu-

nahme der Verbrechen sprechen da ganz deutlich — aber die gegenwärtige literarische Dekadenz“ wolle er näher charakterisieren. Sie bestehe seit dem Ausgang der sechziger Jahre, sei seitdem öfter z. B. im Sturm und Drang der achtziger Jahre bekämpft worden, halte sich „in der Regel im Vordergrunde unserer Literatur“ und beherrsche „wenigstens scheinbar das ganze literarische Leben. Doch ist die gesunde Gegenströmung im letzten Jahrzehnt immerhin stärker geworden, und heute scheint so etwas wie eine reinliche Scheidung zwischen Dekadenz und gesunder, deutscher Kunst eingetreten, die der politisch-sozialen zwischen Radikalismus und Konservativismus einigermaßen entspricht“. Wo bleibt bei solcher offensichtlichen Konstruktion die Wissenschaftlichkeit, die Bartels immer für sich in Anspruch nimmt? Auf diese Weise kann man auch das ganze Gegenteil seiner „Geschichtsauffassung“ konstruieren: „Ich nehme an, daß wir uns auf einem Höhepunkte deutscher Entwicklung befinden . . . usw.“

Jeder unbefangene die Tatsachen abwägende Kunstfreund müßte sich empört von solcher „Literaturwissenschaft“ abwenden. Innerhalb seiner Partei mag ein solcher Kopf sein Wesen treiben, irgendwelche Geltung für das ganze deutsche Leben, darf er nie erringen. Nicht ein „ich nehme an“, sondern Vorurteilslosigkeit, Unbefangtheit, die universale Gesinnung allein vermögen die Gesamtheit der Erscheinungen gerecht abzuwägen, aus solchem Abwägen zu einem gültigen Werturteil über den Stand der Gegenwart zu gelangen. Und dies Werturteil hat für jetzt und alle Zeiten seinen kritischen Maßstab darin, wieviel Lebensenergie eine Zeit offenbart. Und gerade die Gegenwart übertrifft wohl an Lebensenergie alle früheren Epochen. Und Lebensenergie allein ist die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur! Alle anderen Behauptungen, Maßstäbe können nur relative Geltung beanspruchen, während für den universalen Literaturwissenschaftler nur ein absoluter Maßstab in Betracht kommt. Denn dieser absolute Maßstab allein vermag der Zersplitterung des Spezialistentums entgegenzuwirken, dessen verschiedene und vielerlei Maßstäbe relativer Gültigkeit die Quelle des Übels bilden. Der Begriff der Lebensenergie aber faßt alle Einzelheiten, alles Spezielle zusammen, weil er über allen Teilungen und Formen steht, weil er allen Teilen und Formen in gleicher Weise eigen ist. Sowohl die Gesellschaftsschichten wie die Berufsstände müssen, wenn sie ihrem Wesen und Handeln einen allgemeinen Wert begeben wollen, die Lebensenergie als das anerkennen, was sie insgesamt gemeinsam haben, was sie zusammenfittet, was sie als die große Volkseinheit hervortreten läßt. Wie die Lebensenergie in den Parteien, in den sozialen Schichten jedesmal in Erscheinung tritt, Ausdruck wird, das charakterisiert stets das Besondere, eben die Parteien, die sozialen Schichten, den Liberalismus oder den Konservativismus, die Landwirtschaft oder die Industrie, nicht das Allgemeine: die Lebensenergie, die der stets sich selbst gleiche, in Ruhe stehende Pol in der Erscheinungen Flucht ist. Diese Erscheinungen an sich lassen kein Urteil über ihren Lebenswert zu, sondern erst die Erkenntnis vom Grade des Gehalts an Lebensenergie

in ihnen, aus denen also stets die Lebensenergie gleichsam herauszukristallisieren ist. Die ganze sich ergebende Masse solcher Kristallisationsprozesse bildet die Lebensenergie eines Volkes an sich. Von diesem Standpunkte aus gewinnen wir sofort die rechte Stellung zu allen Tages- und Zeitercheinungen, wie zur Abnahme der Geburten, die noch keineswegs eine Abnahme der Lebensenergie — also eine Dekadenz —, sondern nur eine Übertragung der Lebensenergie auf andere Lebensäußerungen und Gebiete bedeutet, wie zur Zunahme der Verbrechen, die sogar, wenn man von allem Ethischen absieht, eine Zunahme der Lebensenergie ausdrücken kann (ich denke hier an die Zeit der italienischen Renaissance), wie zu den Wirtschaftsformen, zum Judentum, zu allem, das Bartels nur tendenziös zu beurteilen vermag, während es doch tendenzfrei beurteilt sein muß.

\* \* \*

Der Parteimann Bartels bringt nun die einzelnen Tendenzen seiner Partei — der konservativ-agrarischen — überall zur Geltung. Wäre es wahr, was er einmal (Deutsche Literatur, Einsichten und Aussichten, S. 6) behauptet hat, daß er „auf dem Gebiete der Politik wie auf dem der Literatur den entschieden nationalen Standpunkt“ einnähme, wogegen nichts zu sagen wäre, so brauchte er nicht so konsequent und einseitig gegen den Liberalismus anzukämpfen, wie er es tut. Denn man kann politisch liberal gesinnt und dabei durchaus national sein, wie z. B. Erich Schmidt es war. Die rechtsstehenden Parteien haben durchaus nicht das Nationale für sich gepachtet, das Recht, den Liberalen die nationale Art abzusprechen. Aber Bartels ist eben ein Parteikämpfer und so macht er auch in seiner „Einführung der Weltliteratur“ alles Parteifische mit, wie durch einige Zitate über die einzelnen Parteitendenzen nachgewiesen sei.

Voran steht der Kampf gegen den Liberalismus oder, wie Bartels meist und schon in gegnerischer Tendenz sagt, den Radikalismus. Um den Liberalismus gruppieren sich der Industrialismus, das Großstadtwesen u. a. m., gegen die Bartels, wo er nur den Schein davon entdeckt, sofort in Abwehrstellung tritt. Wie raffiniert Bartels hier zu Werke geht, wird jeder feststellen, der auf den Sprachausdruck der Zitate achtet. Ich stelle nur — um des Raumes willen — eine kleine Auswahl zusammen und lasse gesperrt drucken, was für die Tendenz bezeichnend ist. Band I, Seite 65 heißt es: „Goethe nennt Ludwig den Bierzehnten einen ‚französischen König im höchsten Sinne‘ und spricht ihm Sinn für das Große zu; selbst ein liberaler, aufklärerisch gesinnter Schriftsteller wie Hettner aber leugnet nicht, daß die unumschränkte Machtstellung des Königs in jenem Zeitalter ‚eine geschichtliche Notwendigkeit und darum ein unendlicher Segen‘ war.“ — Bd. I, S. 117/118: „der republikanisch-demokratische Standpunkt“ der „Persischen Briefe“ Montesquieus ist für Bartels nicht nur hier, sondern überhaupt stets „unklar“, und „solche Bücher wirken

immer nur als Sensation oder gar als Skandal.“ — I, 133: Wenn Bartels einmal einen Triumph erwähnt, den ein Autor — wie Voltaire in Paris — in einer Großstadt erringt, so hat natürlich „die Sensationsucht der Großstadt“ — eine beliebte Zeitungsphrase! — dazu „ihr gut Teil“ beigetragen. — I, 152: Moses Mendelssohn war der „Neuen Heloise“ als Kritiker nicht gewachsen, weil er „Jude und Aufklärer“ war. — I, 160: der Liberalismus erkennt die Gegenwart an, Bartels ist folglich ein laudator temporis acti: bei Beaumarchais denkt er an Sudermann (!), „nur daß der Berliner Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts an Kultur und Geist natürlich unendlich hinter dem Franzosen des achtzehnten zurücksteht.“ Wozu dann der Vergleich? Nur um der Tendenz willen. — I, 281 heißt es: „Der Geist, von dem die neuen Zeitschriften (Addisons und Steeles) getragen wurden, war im ganzen der bürgerlich freisinnige, hier in England im Gegensatz zu der aristokratischen Sittenlosigkeit jedenfalls Träger der Zukunft, aber allerdings auch schon im Keime alle jene Schwächen aufzeigend, die später zu dem, was wir heute Liberalismus, Radikalismus, Industrialismus und Kapitalismus nennen, geführt haben.“ — I, 418 sagt Bartels: „Im besonderen ist Lessing auch der Mann des aufstrebenden Berlins und eigentlich bis auf diesen Tag der genius loci der preussischen Hauptstadt, im Guten und im Bösen (nämlich seinem Liberalismus usw.) geblieben.“ — I, 421 schwächt Bartels einen Vers Goethes gegen die schnüffelnden Pfaffen ab, weil solche Gegnerschaft in der Konservativen Partei nicht geduldet wird: „Wir wollen dabei nicht vergessen, daß das Pfaffentum keine kirchliche Einrichtung (wer behauptet das? es ist das Resultat gewisser kirchlicher Einrichtungen) ist, sondern eine Menschenart bedeutet, die sich auf allen Gebieten menschlicher Betätigung findet, und daß im besonderen die Pfaffen des Unglaubens im verflossenen Jahrhundert mächtiger gewesen sind und dem Seelenleben der Völker mehr geschadet haben als wahrscheinlich (!) die christlichen Pfaffen zu irgendeiner Zeit.“

Ich denke diese Beispiele aus dem ersten Bande der „Weltliteratur“ genügen, um zu zeigen, was Gerechtigkeit und Unbefangtheit bei Bartels bedeuten!

\* \* \*

Mit der Tendenz gegen den Liberalismus geht die gegen das Judentum, das er bekämpfen will, „solange noch ein Blutstropfen in mir ist“, Schritt für Schritt zusammen. Er zentralisiert das Judentum in der Gestalt Heines. Ich will hier nicht darauf eingehen, wie er Heines Leben und Schaffen behandelt — diese Seite von Bartels' Literaturbeurteilung ist ja schon oft genug kritisch betrachtet worden und er selbst hat sein Heinebuch einmal „grob“ genannt, was ihn freilich nicht abhält, es weiter zu sein. Es ist das Hauptkennzeichen von Bartels' Tendenzart, daß er Behauptungen aufstellt, Urteile fällt, ohne sie zu begründen; schon Julius Hart hat mit Recht den Grundsatz geäußert: „das

bloße Urteil ist nichts; die Begründung ist alles“. Aber um dies erste Gesetz aller Wissenschaft kümmert sich Bartels — und er will es auch nicht — nirgends, wo es sich um seine Tendenzen handelt. So finden sich denn Bemerkungen wie diese — sie im einzelnen zu widerlegen, halte ich für überflüssig, da man sieht, warum sie gemacht werden —: I, S. 5: „Man fühlt sich an die berühmtesten komischen Aufzählungen in Heines ‚Reisebildern‘ erinnert, ein Verständnis oder auch nur die genauere Kenntnis der Zeit Goethes, die ja übrigens (!) in zwei scharf getrennte Perioden zerfällt, blickt nirgends durch.“ — I, S. 179: „Er (Aretino) ist der große Vorgänger Heinrich Heines und der modernen Revolverjournalisten, Lump durch und durch, ungebildet, aber sehr begabt, eine der charakteristischsten Gestalten der Renaissance.“ — Bei Lukian (I, S. 549) wird Chamberlain zitiert, um die Tendenz in der Schilderung zu meiden, wie Lukian „in die ‚Judenstadt‘ Marsilia entweicht, wo er Vorträge und Brunkreden hält und ein reicher Mann wird;“ Lukian ist einfach „ein ganz modern anmutender Semit“ (I, S. 550). — II, S. 323: „Diese Elektra hat, nebenbei bemerkt, ein moderner deutsch-jüdischer Dichter aus der Sophokleischen geschaffen und sie zum Überfluß noch pervers gemacht, eine Schändung eines hohen Dichterbildes, wie sie glücklicherweise selten ist in den großen Literaturen.“ — II, 385 von Aristophanes: „Selbstverständlich ist er kein Moralist, sondern ein freier Geist im verwegendsten Sinne des Wortes, von den Heinrich Heine und Genossen trennt ihn doch noch ein Abgrund — Heine ist einfach (!) der eitle vaterlandslose Lump, der alles ohne Unterschied beschmußt; Aristophanes ist ein wirklicher Kämpfer, der sein Volkstum hinter sich hat. So hat denn Heine, der sich so gern mit Aristophanes verglich, auch nie etwas wirklich Bedeutendes zustande gebracht, es ist bei mehr oder minder guten Witz und zweifelhaften Gemeinheiten geblieben, während Aristophanes in der Tat eine phantastische Welt erschaffen hat, in der alles lebt und jauchzt und von Herzen unanständig ist bis auf diesen Tag.“ — II, 441: „Was Heine in der ‚Romantischen Schule‘ über Tiedl schreibt, ist oberflächlich, ja zum Teil unwahr, wie alles, was er Literaturgeschichtliches geschrieben hat.“ — II, S. 637 von Brentano: „Selbstverständlich hat er als Mensch denn auch nicht die Heinesche Lumpenhaftigkeit, ist eher ein ‚verrückter Kerl‘.“ — III, S. 245: „D’Annunzio, bei dem man vielfach jüdisches Blut annimmt, ist der ganz Moderne. . .“ — III, S. 368: „Es bedeutet für jeden Deutschen ein hohes Lob, von Heine (der Uhland zumal für seine Balladen gar nicht so wenig verdankte) angegriffen und beschmußt worden zu sein.“ — III, S. 596: „Wenn Heyse diese Kunst nicht erreicht hat, so war zweifellos (!) sein Berliner Halbjudentum vielfach (!) mit daran schuld.“

Mit einem Zitat, das die grundsätzliche Meinung von Bartels über das Eindringen der Juden in die Literatur gibt, sei die Reihe dieser kennzeichnenden Aussprüche geschlossen. Es heißt (I, S. 502): „Vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts an wenden sich die begabten Juden den Literaturen ihrer Gast-



beschränkt, schon von hoher Bedeutung für die Literaturwissenschaft geworden sei.“ Zu dieser abweisenden Haltung fühlt sich Bartels besonders aus einem rein persönlichen Grund veranlaßt: er will seine Volkstumstheorie nicht durch die Rassetheorie verdrängt wissen (III, 745) und gibt darum zu, daß „das deutsche Volkstum eben nicht rein germanisch, sondern nur germanisch-rassenhaft bestimmt ist“. Wie weit diese Bestimmung geht, vermag Bartels — man vergleiche seine Aufsätze „Rasse“, Hamburg 1909 — selbstverständlich nur hypothetisch zu behaupten. Mit heute möglicher Sicherheit läßt sich nur aus soziologischen und historischen Forderungen ein gewisses Stammestum für die Literatur feststellen, so daß der Literaturwissenschaftler bei manchen Dichtern, die aus einer in einem bestimmten Stamme lang eingeseffenen Familie herkommen, von Stammeseigenschaften sprechen kann, und daß sich wohl auch hier und da eine äußerliche Gruppierung der Literatur nach Stämmen vornehmen läßt. Wer aber das ganze deutsche Wesen gestalten und dessen ganze Entwicklung jederzeit synthetisch im Auge behalten will, stellt für sein Urteil, für seine Anschauung das Stammestum in den zweiten Rang und sieht zuerst immer nur das große, gesamt Deutsche ohne jede provinziale, partikularistische Zerklüftung. Denn dies Deutsche in seiner Gesamtheit ist allein das, was im Ringe der Welt ein Glied bildet: ich pflege es das Weltdeutsche zu nennen, gleichsam das reine Ergebnis der Komponenten deutschen Stammestums und deutschen Staatswesens, das in der Welt Geltung hat, mitspricht und dessen Charakter der Welt vertraut ist. Der universale Literaturwissenschaftler hat nun über das Weltdeutsche wie über den Weltcharakter der anderen Nationen die allein Berechtigung für das Urteil ausstrahlende Übersicht, indem er sich auf den Gipfelpunkt, die Welt, stellt, den die Weltnationen gebildet haben. Wer die Literatur unserer Zeit wirklich erlebt, weiß, daß ich hier kein theoretisches Gebäude aufbaue, sondern die Zentrale der universalen Literaturwissenschaft für deren Methode, „völkisch“ zu charakterisieren, aufzeige.

Bartels wird diesen Standpunkt freilich nie gewinnen oder zulassen, weil er zu sehr Stammesmensch ist und der Rassetheorie, wider seine Worte, ständig nachfolgt, nicht für das Ganze, stets aber für das Individuum. Für ihn ist die germanische Rasse von jeher, für jetzt und alle Zukunft die wertvollste Rasse der Welt: diese Hypothese „beweist“ er, indem er alle wertvollen Individualitäten nach Möglichkeit für die germanische Rasse in Anspruch nimmt: die Genies — z. B. Dante — sind für ihn immer vorwiegend germanisch-rassenhaft bestimmt, während doch das Verhältnis so ist, daß die Universalität der Genies an sich schon, aus ihrem Wesen heraus germanische Elemente einschließt (vgl. III, 745). — So wird auch die Rassetheorie — „die Literaturen freilich stammen von Völkern, aber (!) es ist die Kraft der Rasse, die diese erhält und ihnen ihren Charakter gibt“ (III, 765) — ebenfalls eine der Tendenzen in Bartels Darstellung. Wenige Zitate mögen zeigen, wie einseitig Bartels hier arbeitet, immer den Mischungsercheinungen „Wenn es“ und

„Aber es“ anhängt, dort, wo es ihm paßt, Einwendungen macht, abschwächt oder verstärkt und die in die Tendenz sich fügenden Tatsachen vorschiebt, hell beleuchtet, dabei alle anderen soziologischen, historischen Umstände nach Willkür benutzend oder nicht erwähnend. I, S. 162 heißt es von Italien: „Man nennt die italienische Nation gewöhnlich die ältere lateinische Schwesternation der französischen, und in der Tat, in manchem Betracht trifft diese Bezeichnung zu. Sind auch die rassenhaften Volksbestandteile der beiden Nationen nicht ganz die nämlichen, herrscht jedenfalls ein völlig anderes Mischungsverhältnis, so sind doch Sprache und Kultur von Italien nach Gallien und Frankreich gekommen, und namentlich zu zwei Zeiten, im Altertum und während der Renaissance besteht ein ganz nahe Verhältnis, das man wohl mit dem der älteren und der jüngeren Schwester vergleichen mag. Frankreich freilich hat dank der fränkischen Eroberung, der tatsächlichen Vorherrschaft der germanischen Volksbestandteile (das mag Bartels zu sagen, wo die „keltische Frage“ noch ganz ungelöst ist!) auch ein wirkliches, kulturell selbständiges Mittelalter, Italien, politisch allezeit ein Spielball fremder Mächte und national noch sehr zerklüftet, hat ein solches nicht. Erst gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geht die lateinische, sozusagen aus Altertumsresten bestehende Kultur bei gefestigterem Volkstum in die italienische über, erst da entsteht bei nun entwickelter, italienischer Sprache auch allmählich italienische Dichtung, Literatur. Aber nun wird hier der mittelalterliche Geist auch am frühesten in Europa überwunden: der Italiener wird nach Jakob Burckhardts Ausdruck der Erstgeborene unter den Söhnen des jetzigen Europas, der erste moderne Mensch. Wenn man will, kann man als diesen geradezu Dante bezeichnen. Ethnologische, politische, wirtschaftliche, rein geistige Ursachen wirken zusammen, eine ganz neue, von der mittelalterlichen sehr verschiedene, eine Persönlichkeitskultur heraufzuführen, bei der man die führenden Persönlichkeiten zunächst immerhin zu germanischem Individualismus in Beziehung setzen mag.“ — I, 204: hier werden die Wendungen „wir Germanen“ und „wir Deutschen“ immer in gleicher Weise benutzt, was schlechthin eine Verwirrung der Begriffe ist; sie soll ja auch zwecks der Tendenz beim Leser herbeigeführt werden. — I, 251: „Es soll hier über die Entwicklung der (englischen) Nation und Sprache nicht geredet werden.“ — Sobald die Sache nicht einmal den Schein der Wahrheit hat, weicht der Rasse-theoretiker aus! — Zu dem germanischen Begriff tritt noch der arische, um Werke, die gar nicht in den germanischen Kreis einzubeziehen sind, wenigstens in die Nähe des Germanischen zu rücken, so I, 527: „So haben wir uns in neuerer Zeit gewöhnt, die ‚Ilias‘ und ‚Dnysee‘ vor allem auch als arische Dichtungen zu sehen, als die vollendeten künstlerischen Offenbarungen arischer Weltanschauung, und als solche stehen sie uns Deutschen viel näher als die Dichtungen der Bibel, in denen uns das semitische Volkstum doch vielfach abstößt.“ Hier kann es dem konservativen Parteimanne Bartels aus Rassenhaß sogar begegnen, daß er die Schranken konservativer Anschauungen,

die die Bibel nicht antasten lassen, überstürmt! — I, S. 613: „Wilhelm Grimm sieht also im ganzen (!) das Märchen doch als Rasseerbtteil an. In neuerer Zeit hat man . . . im besonderen eine Wandertheorie ausgebildet, zu der ich mich aber so wenig wie Wilhelm Grimm (!) bekennen kann: was nicht Rassenerbteil ist, ist aus allgemeinen menschlichen Verhältnissen zu erklären, mag auch hier und da einmal eine Wanderung stattfinden.“

\* \* \*

Neben den Tendenzen, die einer Gruppe von Gesinnungsgenossen, einer Partei, der konservativ-agrarischen, angehören, pflegt Bartels auch noch eine Reihe von Privat Tendenzen, auf die nur flüchtig hinzuweisen ist. Mit der Rasse tendenz und seiner dithmarsischen Herkunft hängt die Tendenz zusammen, Hebbel als den typischen Germanen unter den modernen Genies und als Schiedsrichter in allen Streitfragen hinzustellen. Bartels schwört offenkundig (I, 78) zu dem Dramatiker und Tagebüchler und nutzt dessen Äußerungen strikte für seine Anschauungen aus. (Vgl. I, 9, 69, 70, 148f., 186f., 259, 658/62, 688, 692 usw. usw.) Wir haben darauf nur zu erwidern, daß nichts gegen solchen Schwur zu Hebbel einzuwenden wäre, wenn er in universalem Geiste geschähe, aber er geschieht im Bartelschen! Und wir setzen dem: „Wir schwören zu Hebbel“ nur ein „Wir schwören zu Goethe“ gegenüber, um der Universalität willen, um des Menschentums willen, das Bartels selbst einst pries (III, S. 65f.), und dessen Erhebung durch ihn wir eingangs zitiert haben.

Auch ästhetische Forderungen werden bei Bartels zu Tendenzen, weil er alle Werke, die seinen persönlichen Forderungen für die Zukunft des deutschen Schrifttums entsprechen, günstiger beurteilt. So vor allem den Realismus, den er für die erste Form der Dichtkunst erklären möchte, denn er hat seine geschichtliche Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert erforscht und festgelegt. Der universale Literaturwissenschaftler läßt aber allen Kunstrichtungen gleiche Geltung widerfahren; das Leben läßt sich in jeder wie auch gearteten Kunst richtung gleich intensiv erlebbar gestalten — es kommt nur darauf an, wie man das Leben erlebt und anschaut. (Zitate: I, 13; 254; 307; II, 117; III, 502f. usw.) Die gleiche Anschauung muß für die andern ästhetischen Tendenzen von Bartels gelten: die Forderungen eines historischen Dramas, eines modernen Problem dramas, des deutschen Lustspiels, des Anschlusses an die deutsche und der Menschheit Vergangenheit, des Zeit- und historischen Romanes. Solche Tendenzen haben allein den Wert, daß sie den Charakterisieren, der sie vertritt und Licht auf die Zeit, in der sie entstanden sind, werfen. Niemals aber dürfen sie, wie es bei Bartels der Fall ist, das Urteil oder gar die Verwaltung des geistigen Volksbesitzes beeinflussen, indem sie zu Gesichtspunkten für die Art und Weise der Verwaltung werden.

Bartels glaubt eben in hypertrophischem Egoismus nur an sein Ich, an seine Natur. Für sie kennt er keine Aufwärtsentwicklung, sondern nur eine stete

Wiederholung im Offenbaren ihres Wesens, in jeder Tonart und Überhebung. Zahllos sind die Beispiele für diese Enge und Kleinlichkeit seines Wesens. Man braucht nur den Ton seiner Schriften zu beobachten, um sich zu sagen, daß mit solcher Ausdrucksart nicht wissenschaftlich gearbeitet werden kann. Da regnet es unsachliche Seitenhiebe, wie z. B. I, 123 bei Voltaire, der, um sein Vermögen zu vermehren, „seine Gegner in der gemeinsten persönlichen Weise bekämpft“ habe „und sie sofort zu Heuchlern und Schurken zu stempeln sucht, ein Verfahren, das bei der Aufklärungsschriftstellerei übrigens bis auf diesen Tag in Gebrauch geblieben ist“. Da werden persönliche Subjektivitäten in den Text hineingeflickt: er bezeichnet sich mit anderen als „ernsten Deutschen“ im Gegensatz zu „unseren Entarteten“ (III, 695), er redet von Julian Schmidt als von „diesem Menschen“ (III, 531), und er vernachlässigt seinen Stil derartig, daß man beim Lesen auf jeder Seite über die banalsten Trivialitäten und das gewöhnlichste Dilettantendeutsch stolpert. So schildert er Nicolai einen „alten Esel“ (I, 589), so baut er Sätze wie: „Das sind, in bezug auf Goethe gesagt, allgemeine Redensarten“ (I, 5) oder er wirft mit solchen schönen Worten um sich wie: „Das ist zum Teil Unsinn“ (I, 5). Scheltworte sind überhaupt beliebt; das „sieht auch der Blödeste“ (I, 6), „Ja, lieber Gott“ . . . (I, 265), „der übliche Judenkram“ (III, 655), solche und andere Wendungen kehren immer wieder. Wenn man schon einmal widerspricht oder polemisiert, kann man es doch in ruhiger, sachlicher Weise und in anständigem Tone tun! Wahre Bildung dokumentiert sich stets in einem tadellosen Benehmen bei jeder Gelegenheit, wo Leute ohne gute Kinderstube die Haltung verlieren. Bartels will aber diese vornehme Haltung verlieren, weil er glaubt, darin kennzeichne sich der Germane und der Deutsche. Er ahnt gar nicht, wie Goethe über solche Aufführung dachte, Goethe, der immer der vollendete Weltmann war! Und dessen Art müssen wir auch vom universalen Literaturwissenschaftler verlangen, weil er ja als Verwalter des geistigen Volksbesitzes zugleich der geistige Repräsentant eines Volkes vor der Welt sein wird. Seine Sprache, sein Stil, sein Ton haben die Verantwortung, die auf dem Literaturwissenschaftler lastet, stets als Erziehungsmittel anzuerkennen. Ein Vordrängen des „Ichs“ in Überhebung und Eitelkeit verbietet sich also von selbst. Bartels lobt sich freilich ständig und betont unermüdlich seine Verdienste, die an sich ja niemand leugnen will. Er verfährt so, damit sein Publikum sieht, was für eine „Persönlichkeit“ er ist. So teilt er im „Vorwort“ zu seiner „Weltliteratur“ seine Selbstgespräche während der Abfassung des Werkes mit (I, VII): „Dann sagte ich mir freilich wieder: was Goethe oder Grillparzer über diesen oder jenen Dichter sagt, ist jedenfalls bedeutend wichtiger, als was du, Adolf Bartels, über ihn sagen könntest; du willst ja ein Buch schreiben, das die Deutschen, jung und alt, wer das Bedürfnis hat, in die Weltliteratur einführt, und da nun nicht jeder Goethes vierzig Bände und die Werke der übrigen bedeutenderen Deutschen nach Stellen über Dichter der Weltliteratur durchsuchen kann, so

erwirbst du dir unter allen Umständen (!) ein Verdienst, wenn du eine gute (!) Zusammenstellung gibst, die doch einmal gemacht werden muß, ja eigentlich längst gemacht sein sollte. So einfach ist deine Arbeit übrigens keineswegs: es gehört großes Geschick dazu, die zu bringenden Aussprüche richtig auszuwählen, sie den Umständen nach zu erläutern und zu zusammenhängender Darstellung zu verbinden. So sagte ich mir immer wieder, und als nun das große (!) Werk endlich fertig vor mir lag und ich das Verhältnis des Fremden und Eigenen genauer übersehen konnte, da glaubte ich denn doch zu erkennen, daß meine ‚Einführung in die Weltliteratur‘ trotz allem auch mein ‚persönliches‘ Werk (wenn auch nicht in dem Grade wie meine ‚Geschichte der deutschen Literatur‘) geworden sei, und ich verglich mich, selbstbewußt wie ich ja nun einmal bin, einem guten Baumeister oder Mosaikünstler, der mit fremdem Material sachgemäß (!) gearbeitet habe“. Solch Selbstlob findet sich aber nicht bloß im Anfang des Werkes, sondern überall (I, 44, 75, 84, 429, 699; II, 6, 106; III, 630, 631, 640 ff. usw.). Es heißt den Marlitt-Ton in die Literaturwissenschaft einführen, wenn diese egozentrische Art weiter um sich greift.

Bartels weiß natürlich, warum er so vorgeht: er streut seinem Publikum mit dieser Tonart und Selbsterhebung Sand in die Augen, seinem Publikum, das eben das konservativ-agrarische ist, und das nur wenig Zeit und Gelegenheit hat, sich die Dichtung durch die Brillen mehrerer Literarhistoriker anzusehen. Dann würden ihm vielleicht Zweifel an Bartels' Art kommen! So aber folgt es getreu seinen Tendenzen, die sich insgesamt zu der großen politischen Parteitendenz zusammenschließen. Goethe wies freilich solche Einkreisung (I, 837) in einem Briefe an Zelter zurück: „Wie lächerlich ist's . . . aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen und mich als Parteigesellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache spaßen und spotten kann, ohne sie deswegen zu verachten und zu verwerfen.“ Über alles Parteiische hat sich schon eine ästhetische Sache zu erheben. Um wieviel mehr die Verwaltung des geistigen Volksbesitzes! Sie darf einzig und allein nur ein Bestreben, das aber, weil es wissenschaftlich, also wahrheitsgetreu, ehrlich und gerecht zu geschehen hat, niemals „Tendenz“ werden darf, haben: die Dichtung als Offenbarung des Lebens erlebbar zu erhalten und jedem erlebbar zu machen. Wie dies Bestreben zu erfüllen ist, muß eine Frage der Behandlung des Stoffes genannt werden, ist Sache der Methode universaler Literaturwissenschaft.

